

streifen; und bei alledem doch ein so ehrbarer, hoch sittlicher, strenger Geist, daß wir nicht zu gering von diesem Zeugen früherer Unterrichtsweise urteilen sollten. Es lohnt schon, solch altes Kinderlesebuch mit Bedacht und Muße durchzusehen. G. R.

Paul Th. Hoffmann, Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. 452 Seiten. Geb. 8,50 Mk. Georg D. W. Callweh, München.

In glänzender Ausstattung herausgebracht füllt diese Anthologie einen stattlichen Band. Die Absicht der Sammlung besteht nach den Worten des Herausgebers darin, „dem religiös Suchenden anzudeuten, wie sich in unserer Dichtung der religiöse Weg der Zukunft anzubahnen scheint.“ Das konnte ihm nicht gelingen, weil er nie trennt zwischen dem Offenbarungscharakter der Religion und der Formgebung, die der Glaube in der geschichtlichen Frömmigkeit gewinnt. Statt dessen spricht er von einer inter-

nationalen Identität des Göttlichen und dem individuell verschiedenen Weg des Gottsuchens. Letzten Endes kennt er nur Religion von unten her. „Heute wissen wir, daß dieser Weg von der Erde auszugehen hat und nur mit und durch die Erde — denn wir sind Erdgeschöpfe — gegangen werden kann.“ Diese Anschauung drückt der Sammlung den Stempel auf. M. E. ist vieles darin, was mit Religion nichts mehr zu tun hat. Es ist nicht Schuld des Prinzips der Auswahl, daß freilich auch Stücke darin sind, in denen das Offenbarungsmoment überwältigend zum Ausdruck kommt. Auf einzelnes gesehen hätten die Chinesen, Inder, Babylonier, Ägypter usw. ruhig fehlen können. Eine solche Auswahl muß allzu bruchstückhaft bleiben, wenn sie den Rahmen des Ganzen nicht sprengen soll. Daß z. B. Luther und Paul Gerhard so färglich bedacht sind, Zauler, Böhme, Tersteegen, Schleiermacher, Raabe u. a. ganz fehlen, ist schade, liegt aber mit in der Anlage des Buches begründet. Karl Witte.

Zwiesprache

Da der Umfang unsrer Hefte so gewachsen ist, daß an die Stelle der Jahreshände Halbjahreshände treten müssen, geben wir für die Hefte von Januar bis Juni das Inhaltsverzeichnis bei. Man kann jetzt vom Verlag feste leinene Einbanddecken für je sechs Hefte bekommen. Preis 1,50 Mark.

Just nachdem wir im vorigen Heft von der Ausichtslosigkeit der Putzhe geschrieben hatten, kam Seberings große Sensation. Man muß sich nicht sensationieren lassen. Projektentmacher gibt es natürlich. Aber es gehört zum Wesen des Projektentmachens, daß es immer beim Projekt bleibt. Das Schicksal verfährt eben bei der Austeilung des Erfolges nach ganz bestimmten Grundsätzen. Wer sich ein wenig mit diesen Prinzipien des Schicksals beschäftigt hat, beurteilt manche Dinge gelassen, über die sich die Parteibesorgten erregen. Man überlege: ein Putz von rechts hat keine Möglichkeit des Gelingens, weil eine Zufallslage, in der er gelingen könnte, nicht zu ersehen ist. Ein Staatsreich von rechts

wäre freilich denkbar, wenn nicht — Hindenburg wäre. Hindenburg ist ein Felsen des Rechts, an dem alle Leidenenschaft und aller Wunsch zerbricht. Hindenburg spielt nicht mit dem Recht und dem Gewissen. (Es würde ein unausdentslicher Konflikt stattfinden, wenn Hindenburg gezwungen werden sollte, etwa durch eine Volksabstimmung, Unrecht zu tun und etwas gegen sein Gewissen zu sanktionieren.) Ein Putz von links ist ernst zu nehmen, weil die Kommunisten — im Gegensatz zu den Nationalisten — die Unterstützung einer auswärtigen Macht haben. Zwar sind die Verhältnisse zur Zeit nicht so, daß diese Dinge Aktualität gewinnen könnten. Aber in Zukunft mögen sich wohl politische Lagen ergeben, die ein Eingreifen Rußlands und damit einen „Fortschritt der Weltrevolution“ ermöglichen. Darum, wenn wir auch nicht an einen Pfingst- oder Hundstags- oder einen sonstigen Termin-Putz glauben, so glauben wir doch an den Sinn und die Zweckmäßigkeit der kommunistischen

Propaganda. Die nationale Propaganda hat nicht den Ausblick auf einen bestimmten außenpolitischen Kairos, wohl aber die kommunistische. Daraus ergibt sich ein verschiedener „Gefährlichkeitsgrad“.

In den Zusammenhang zielführender Propaganda (die von einer bloßen allgemeinen Stimmungspropaganda wohl zu unterscheiden ist) gehört der Film „Panzerkreuzer Potemkin“. Die Frankfurter Zeitung sieht in ihm die Tendenz der „Befreiung unterdrückten Menschentums“, also eine echt liberale Tendenz. Das ist ein Irrtum. Wollte der Film diese liberal-soziale Idee propagieren, so müßte er das Revolutions-thema ganz anders angreifen. Seine Tendenz ist Glorifikation der Meuterei. Meuterei ist aber etwas wesentlich anderes als Befreiung unterdrückten Menschentums, beides ist so verschieden wie Liberalismus und Bolschewismus. Es liegen zwei Probleme vor. Das eine ist dies, ob ein Staat (gleichviel welcher) Meuterei, und seien die Gründe noch so „menschlich“, verheerlichen lassen darf. Das andre Problem ist, ob ein Staat eine Agitation, die im außenpolitischen Interesse eines andern Staates liegt, dulden kann. Das sind die beiden politischen (nicht moralischen) Probleme, die angesichts des Potemkin-Films zur Diskussion stehen.

Wir bringen zum Potemkin-Film zwei Beiträge, die zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander geschrieben wurden. Zur Beurteilung ist nicht unwichtig zu wissen, daß Dähnhardt den Film am Berliner Kurfürstendamm, Günther am Hamburger Steindamm (Stankt Georg, also proletarisierte Gegend) sah. Ich selbst habe den Film ebenfalls am Steindamm gesehen. Das Publikum war ruhig, nicht im mindesten hingerissen. Eisenstein scheint mir auf „öfliche“ Seelen spekuliert zu haben. Der Film hat einen Zug von Größe und imponiert dadurch. Störend aber ist es, daß in das große epische Geschehen immer wieder sentimentale Feuilletonmädchen hineingebracht sind (das Kreuz des Popen, der rührselige Kinderwagen — Gott, wie geistreich!) Diese Abstürze von Homer zu Kerr rufen die Ironie wach. Und zum andern: die Motivierung der Meuterei ist kleinlich. Immer wieder erscheint die sentimentale

Feuilleton-Meberschrift „Um einen Löffel Suppe!“ Jeder Verständige sagt sich: um einen Löffel Suppe werden keine Matrosen erschossen; da muß etwas andres in Frage kommen. Ebenso ist das Nichtschießen der andern Kriegsschiffe mangelhaft motiviert. Es wird also der Eindruck erweckt, daß Wesentliches verschwiegen wird. Darum werden nur solche Menschen ergriffen, die bereit sind, auf gewisse Ansprüche zu verzichten. —

Günthers Aufsatz über „Essentialismus“ und „Waffen“ in diesem Heft wolle man mit seinem Aufsatz im vorigen Heft „Blut, Feuer und Geist“ als eine Einheit fassen. Auch wolle man die Vomsöwinger-Geschichten unter „Erlesenes“ dazu in Betracht ziehen. —

Dr. Kahlers Aufsatz über „Berufsstand und Staat“ stammt aus einer ungedruckten Freiburger Dissertation „Die Staatsanschauung Ludwigs von der Marwig.“ Vgl. den Auszug „Die staatliche Machtbildung in Deutschland und die Selbstbestimmung Mitteleuropas“ in der Zeitschrift für Geopolitik. 1925, Heft 10.

Die Frage, ob der Reichsinnenminister Dr. Rülz „von den Beamten mehr verlange als das, was für den Reichspräsidenten genügt“ („Unsre Stellung zur Republik“, Aprilheft S. 253) hatte ich auf Grund der Zeitungsberichte über die bekante Reichstagsrede gestellt. Der Minister weist uns demgegenüber auf seine (uns nicht bekannten) Äußerungen im Hauptauschuß des Reichstags hin. Er betonte da: „er verbleibe auf seinem Standpunkt, daß der Beamte die Republik im Dienste bejahren und innerlich mit dem Staate verbunden sein müsse.“ Und dann: „Wenn jemand von den Beamten ein Vorbild in der Vollendung des Treueverhältnisses zum gegenwärtigen Staat brauche, so kenne er in der Geschichte der jungen Republik Deutschlands kein besseres als die beiden ersten Reichspräsidenten des Deutschen Reiches, von denen der eine von der Linken, der andere von der Rechten gekommen sei. Keine von diesen beiden Persönlichkeiten habe auch nur einen Augenblick ihre frühere Gesinnung verleugnet, und doch ständen sie da als ein Muster restloser Pflichterfüllung gegenüber dem gegenwärtigen Staate; und wenn jemand im Zweifel bezüglich seiner Einstellung zum Staate sei, dann

rufe er ihm das schlichte Wort zu: Gehe hin und tue desgleichen.“ Wir teilen diese Stelle unsern Lesern mit, ohne die Diskussion fortzusetzen. Sie würde in die Kasuistik der Begriffe „bejahen“ und „innerlich“ führen. Auch die Parallelisierung der beiden Reichspräsidenten scheint uns historisch und phologisch unmöglich.

Zu meinem kleinen Beitrag über die „Theologie der Krisis“ schrieb mir Herr Professor Karl Barth eine persönliche Antwort, die mir sehr gefällt und aus der ich darum, mit seiner Genehmigung, das Wesentliche wiedergebe:

„ad 1) Ist es billig, Deuten, die sich doch wahrlich nicht als Propheten und Reformatoren ausgegeben und benommen haben, vorzuwerfen, daß ihnen die „seelische Tiefe“ Luthers abgehe?

ad 2) Die Welt mit samt dem Teufel in Gott aufzunehmen, diese Einladung Böhmies und der Theosophen insgesamt dürfen Sie einem christlichen Theologen säuberlicherweise eben nicht zumuten.

ad 3) Es geht doch nicht an, mir (ich fühle mich hier wohl mit Recht besonders angegriffen) unter der Anklage auf „akademische“ Begrifflichkeit im Besonderen das vorzuwerfen, daß ich den Nationalismus speziell der Mehrzahl der deutschen Akademiker irgendwie rein physisch nicht mag und ihm gegenüber dem, was Sie „soziale Dialektik, rationalen Pazifismus“ nennen (ich bin als sozialistischer Pfarrer immerhin ein Jahrzehnt lang als ein bißchen ungelicherte „Existenz“ auf dem „Kampfbah“ gewesen!) immer noch den Vorzug gebe. Darüber kann man verschieden denken; aber daß man ein „begriffspoliger Belehrer“ sei, weil man diese Theorie (Sie wissen welche ich meine!) nicht mitmacht, das scheint mir eine parteiische Regemacheri, die ich fröhlich ablehne.

ad 4) Hier gebe ich Ihnen recht. Auf die Ehrfurcht vor den Schmerzen des Lebens kann man sich nicht genug hinweisen lassen, auch nicht genug darauf, daß man unrecht hat, auch wenn man recht hat. Wer vergäße das nicht vollständig?

ad 5) Wilhelm Raabe, den Sie besser kennen als ich, in Ehren, aber daß es ein Christentum ohne Christus gebe, damit ist es sicher nichts. Was sich so heißt, wird sich immer wieder als ein (vielleicht sehr ehrenwertes)

Heidentum entpuppen, das dann die Erinnerung an ein bißchen dogmatische oder historische Heilsgeschichte gar sehr nötig hat.

Zum Schlußabsatz. Ich beschäftige mich „lozulegen handgreiflich mit der verworfenen Welt“ — nun ja, indem ich mich mit Kirche und Theologie beschäftige und folglich mein Kolleg so ernst nehme wie Sie Ihre Zeitschrift — um nachher, wie Sie gewiß auch, mit der übrigen Welt zum Mittagessen zu gehen. Die „Erneuerung“ aber erwarten gewiß weder Sie noch ich von dem, was wir lehren, also weder von den Theologen noch von den freien Rednern über Religion, zu denen ich wie Raabe so doch Sie rechne.“

Darauf folgende Antworten:

ad 1) Barths und Bogartens Probleme reichen in ungewöhnliche Tiefen, in die Luther zuweilen hinabdrang. Ich vergleiche nicht die Persönlichkeiten, sondern das Pleroma, das zu dem Gang zu den „Mütern“ nötig ist.

ad 2) Wenn man nicht das, was der christliche Theologe für christlich hält, sondern „die Wahrheit“ will, so schlägt der Einwand nicht durch. Die Einheit ist so ewig wie die Doppelheit.

ad 3) Ich unterscheide zwei Menschenarten: die, welche hungern müssen, und die, welche höchstens freitwillig hungerten. Aber freilich, dieser Unterschied ist hier nicht das Wesentliche, darum ist Barths Einwand treffend. Es handelt sich um biologische Unterschiede. (Daher das „physische“ Mögen und Nicht-Mögen.) Ich selbst, durch den Liberalismus hindurchgegangen, „mag“ die pazifistischen und akademisch-sozialen Seelen nicht mehr und nehme eine gewisse Rauheit und Gradlinigkeit in Kauf, wenn ein redliches Herz und ein fester Charakter dabei ist. Barth gehört nicht zu den „weichlichen“, „Intellektuellen“, aber in der Gefahr, die mit der Begrifflichkeit gegeben ist, scheint er mir immerhin zu stehn.

ad 5) Das würde vielleicht mein Raabe-Buch entscheiden, das ich schreiben würde, wenn ich sechzig Jahre alt werden sollte.

ad 6) Zu meiner Lebensstimmung gehört das Wort: „Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu belehren.“ (Darum

geben sich freundliche Menschen Mühe, mich von meinem „Pessimismus“ zu bekehren.) Ich erwarte das Heil ebenso wenig von mir (und andern Journalisten) wie von den Theologen der Krisis. Ich erwarte es von denen, die so unmittelbar im Leben stehen, daß sie überhaupt keine Zeit haben zu philosophieren und theologisieren, sondern daß sie nur tun können. Ich erwarte es von solchen, denen es der Herr, weil es denn so sein muß, wohl oder übel im Schlafe geben muß. —

Die „Politische Wochenschrift“ Dr. Allmanns erließ ein Preisauschreiben, das gerade auch unsre Leser interessieren wird. Die Frage lautet: „Kann Deutschland innerhalb der bestehenden Grenzen eine wachsende Bevölkerung erhalten?“ Gefordert wird eine wissenschaftliche Behandlung des Problems. Vier Preise von 1000 bis 3000 Mark. Preisrichter: Prof. Sering, Prof. Combar, Minister a. D. Schiele, Frhr. v. Bahl, Dr. Rämper, Dr. Allmann. Die Bedingungen findet man in Nr. 18 der „Politischen Wochenschrift“. —

Josua Veander Gampß wohnt in Bergedorf (bei Hamburg), Jungfernstieg 11.

Wir bitten Herrn Hubert Krüger um seine Anschrift, die uns verlorengegangen ist.

Im Maiheft waren zwei ärgerliche Druckfehler. In meinem Aufsatz über Riehl muß es Seite 366 Zeile 31 v. o. heißen: Romantisches Mittelalter (statt Romanisches). In der Probe aus

Sohnrehs „Düwels“ sind sechs Zeilen verlegt worden. Die Zeilen auf S. 382, Zeile 19 bis 13 v. u. gehören auf S. 381, hinter Zeile 19 v. u. St.

Zur Notenbeilage.

Die Gitarre ist von Anfang an eng mit der Pflege der volkstümlichen Kunst verbunden: im achten Jahrhundert gelangt die arabische Laute auf dem Umweg über Unteritalien nach Spanien und von da aus durch die Kunst der Troubadours nach Frankreich und Deutschland. Unter der Einwirkung der aus der Distanzviola entwickelten Violine entsteht dann in Südspanien die flachgebaute Gitarre, ebenso wie in Süditalien als Gegenstück zu derselben Violine die Mandoline herausgebildet wird. Während die Laute bis in Bachs Trauermode nachweisbar bleibt, wird die Gitarre zum Instrument der Romantiker, die bei Schubert sogar ins Streichquartett aufgenommen wird. Webers Gitarrenlieder, die er, als Gitarrist wie als Pianist gleich ausgezeichnet, selbst spielte und sang, entstanden teils in Stuttgart, teils auf Reisen und in München. Weber hält hierin mehr die strengere norddeutsche Liedstilrichtung inne, wobei er sich in der Behandlung der Stimme wie der untermalenden Begleitung wie endlich des Instruments als der Meister betundet, als der er dem neuen Klavier- und Orchesterstil den Weg gewiesen hat. H. U.

Stimmen der Meister.

Sparrtenwerk alter Bauernhäuser ... Wenn ein Winddruck auf dem Reihdach liegt, beginnt ein Wiegen und Rauschen, man kann, vorausgesetzt, daß einem die alten Rasten lieb sind, ihre Sprache deuten. „Ein Jahrhundert,“ so raunt es, „dauert unser Leben, wenn es hoch kommt, etwas mehr. Und dann ist das Ende da, aber davon ist nicht zu reden ... der Welt Lauf. — Nur ein paar eichene Balken, doppelt zäh und stark vor Alter, Ruß und Rauch, wird man, so hoffen wir, für gut genug halten, dem einzufügen, was über unserer Herdstärke neu entsteht.“ —

Es gibt Landschaften, die ihre Schönheit verlieren, wenn die Einsamkeit fehlt. Was wäre die windvertehrte Heide ohne sie? Was das Unheil brütende Moor ohne Verödung? Was wäre ein am Rande von Wald und Heide belegenes Häuschen, wenn es nicht so verlassen und einsam in die Welt hinausgestellt wäre? Rückenrauch schwallt aus Dach und Fenster und erzählt von Bratfartoffeln und Milchreis und von genügsamen, sich daran gütlich tuenden Leuten. Da paßt die Einsamkeit hin, nicht aber in die Kulturgärten stehenden Segens. Da will ich bunt hingestreuten Reichtum lachender, reicher, frohlicher Dörfer ...
Timm Röger.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.